

BILD DER WOCHE

Der heiße Kalte

Von Katja Petrowskaja

Ein magnetisches Wesen. Ein Dichter. Ein Symbolist. „Ich habe niemals davor oder danach gesehen, dass jemand so deutlich, ausdrücklich und sichtbar Magnetismus ausstrahlte“, schrieb ein Zeitgenosse. Seine Schönheit war kaum zu ertragen, so unwirklich war sie, seine Poesie wirkte wie der Mond auf die Mondsüchtigen. Es gab kaum eine Frau, die fähig gewesen wäre, sich nicht in ihn zu verlieben. Ich kann mir nicht genau erklären, warum sein Gesicht in den vergangenen Monaten vor meinem inneren Auge flimmerte, wie die Feder einer unbekannten Dame aus einem seiner Gedichte, das wir in der Schule auswendig gelernt haben. Es hing vor mir, wie ein Planet, ein Zeichen der Zeit, auch unserer Zeit.

Vielleicht nur eine Wunschvorstellung aus jener Zeit, als die Menschen sich noch an Gedichten festgehalten haben, an den Klängen, als wäre diese ephemere Welt der Poesie das Festeste überhaupt? Vielleicht erscheint mir der heroische Versuch der Symbolisten, Leben und Kunst als eine Textur zu erfassen, so attraktiv? Anna Achmatowa nannte Blok „den tragischen Tenor der Epoche“, Zwetajewa widmete ihm zahlreiche Gedichte, wie dieses: „Dein Name: Vogel in der Hand; Dein Name: Eiskorn, der Zung eingebrannt.“ Die heiße Kälte hat Blok sein ganzes Leben lang begleitet.

Was wir hier als eine typische Kamera-Pose wahrnehmen, ist in gewisser Weise gar nicht inszeniert. Blok kreuzt die Arme und blickt nicht in die Kamera, sondern etwas daneben, auf den Fotografen, und dieser leicht abgewandte Blick beunruhigt. Etwas Antikes, Altmodisches und Aristokratisches vereinigt sich in seinem Aussehen. Seine Locken umrahmen sein Gesicht wie ein Kranz und führen zu den ikonischen Porträts von Alexander Puschkin. Seine hohe Stirn, die Klarheit seiner Züge, die Biegung der Lippen, seine „leidenschaftslose Leidenschaft“. „Kälte des Marmors“ fand der Dichter und Maler Maximilian Woloschin in seinem Gesicht: „Es ähnelt dem Kopf vom Hermes des Praxiteles, in den blasse Augen aus einem transparenten matten Stein eingebettet sind.“ Die „Antike“ tritt auf diesem Foto sehr natürlich aus dem typischen Atelier-Hintergrund heraus, der aber wie der nebulöse alarmierende Rauch der Moderne wirkt, wie der trübe Himmel von Sankt Petersburg.

Alexander Blok war der letzte große russische Dichter, der in der behüteten Welt der hochgebildeten Aristokratie aufgewachsen ist, mit ihren Landsitzen, Gutshöfen – und Bibliotheken. Alle um ihn herum schrieben oder übersetzten, sein Großvater war Rektor der Petersburger Universität. Dabei war Blok immer mehr der Verwahrlosung ergeben, der Vorahnung des Untergangs. Mit Ehrfurcht musterte ich dieses Bild: Fragil, fatal scheint es mir.

Zwischen Bloks Erscheinung, seiner Welt und seiner Poesie herrscht eine seltene „Correspondence“. Ich kenne keinen Dichter, der seinem eigenen lyrischen „Ich“, seiner Stimme, so ähnlich sah. Sein Gesicht „verkörperte“ alle Phasen seiner poetischen Entwicklung, vom symbolistischen Zyklus „Verse von der schönen Dame“ zu den tragischen Versen des Poems „Vergeltung“ bis hin zu



Alexander Blok. Dieses Foto ist 1907 im Atelier von Dmitrij Sdobnow, Newski Prospekt 10, entstanden.

Foto AKG

seinem Schweigen nach der Revolution. Eine Entwicklung von apollinisch gesunder Schönheit bis zur eigenen Todesmaske. Seine letzten Fotos sind erschütternd. Dabei war er erst vierzig Jahre alt und starb im Jahre 1921, kurz nach seiner historischen Rede über den „fröhlichen Namen Puschkin“, die er dem hundertsten Todestag Puschkins gewidmet hatte: „Puschkin wurde nicht von Dantes' Kugel getötet. Ihn hat der Luftmangel getötet. Mit ihm starb seine Kultur.“

Es war auch sein eigener Nachruf. Er konnte keine Klänge mehr empfangen in seinem kalten durchgefrorenen Petrograd und ist an der Revolution erstickt. Sein Tod wurde ebenso gedeutet: als das Ende einer Epoche.

Dieses Foto ist 1907 im Atelier von Dmitrij Sdobnow, Newski Prospekt 10,

entstanden. Blok hat sich mehrmals hier porträtieren lassen, alleine, mit seiner Frau Lydija, der Tochter des berühmten Chemikers Dmitrij Mendelejew, und mit anderen Schriftstellern. Auf diesem Foto ist er 27 Jahre alt, Autor mehrerer Gedichtbände (der letzte hieß „Schneemaske“) und bereits eine Leitfigur der zweiten Generation des russischen Symbolismus, mit einer unvergleichbaren Armee von Parodisten und Epigonen, die seinen Kult der „ewigen Weiblichkeit“ verachten und seine poetischen Verfahren nachzuahmen versuchten.

Am Anfang seines Ruhms, als auch ein deutscher Übersetzer sich für seine Gedichte interessierte, schrieb Blok einen Brief an seine Mutter auf Deutsch, in dem er sich über seine eigene Berühmtheit amüsierte: „Meine teuerste

Mutterchen, ich bin schon notwendig und sehr beruht in allen Buchhandlungen der Haupt und Provinzial-Städten des gebildeten und ungebildeten Welt. Mein grosser Portrait ist in alle Bahnhöfe Deutschlands, Frankreichs, Mexiko, Dänemark, Polen, Spanien (und Portugalien), Italien, Serbien (. . .) ausgestellt. Er kostet nur fünfzig Pfennig und jeden Tag kauft man ihn ein Tausend acht Hundert siebenundzwanzig Leute mit andere Bildungen meines Freundes Wolfgang und meines Lehrers Friedrich (v. Schiller) u.s.w. Henrik Ibsen aus Norwegen und Leon Tolstoi aus Jasnaja Poljana' haben mir sein Gruss und Kuss geschickt.“

Und weil heute niemand sein Portrait in einem Bahnhof Deutschlands sehen würde, finden Sie es in dieser Zeitung.

Ich bin im Exil

Zuerst der Freispruch vom Vorwurf der Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung. Danach die Pandemie. Dann die brutale Diagnose.

Ein Tagebuch von Asli Erdogan

Mitte Juni Hier stehe ich, nachts, vor dem gigantischen Fenster am Ende eines ellenlangen Krankenhausflurs... „Panorama“ nennt sich das; die fleckenlose Scheibe, die von einer Wand zur anderen reicht, um mobilen Patienten einen Blick auf die Welt, eine „Außenwelt“ zu bieten, die ihre Erinnerungen aufzufrischen, ihnen etwas für die Zukunft zu versprechen vermag, lässt sich nicht einen Millimeter öffnen. Draußen stürmt es offenbar. Das Brausen des Sturms übertönt die gewohnten Geräusche des Krankenhausflurs – hin und wieder ein Husten, schleppend lahme Schritte, ein sehr leise gestellter Fernseher, eine penetrant die Schwester rufende Klingel –, zieht die Nacht tiefer und tiefer in mysteriöse, finstere Abgründe. Mein fünfter Monat ist herum in

Berlin, zum ersten Mal betrachte ich die Stadt ausgiebig, als suchte ich nach einem Bild, das ich mitnehmen könnte. Die Stadt und ich, hinter einem nie geöffneten Riesfenster beäugen wir einander still und stumm. Mit diesem allen Rufen, allen Versprechen verschlossenen Blick wächst die Trostlosigkeit in uns... Das taube, granitene Profil der Stadt löscht meine matte Imagination, als wäre sie ein Fleck. Ich bin von Nacht umfassen, so sehr, dass eine andere Zeit, ein anderer Ort unvorstellbar sind, von einer Nacht, die Wörter nicht passieren lässt. Die langen, verhängnisvollen Flure des Schicksals bin ich entlanggewandert, vor einer Fensterwand hielt ich inne. Sintfluten, Sturzbäche, Ströme, Weltuntergang... Längst zu spät für eine Geschichte, deren Weg das Leben kreuzt, zu trübe... Die aus dieser letzten Sintflut gerettete Taube trägt keinen Olivenzweig aus dem Land der Zukunft im Schnabel.

Januar Nach dem Herbst, der von Klinikaufenthalten, Operationen und Ähnlichem geprägt war, ziehe ich, kaum dass ich mich ein wenig berappelt habe, mit vier Monaten Verspätung nach Berlin. In Genf wird Mozarts Oper „Entführung aus dem Serail“ mit Texten aus „Der wundersame Mandarin“ unter Luk Percevals Regie inszeniert. Die erste Reise seit Monaten! Vielleicht der Weg, der mich zwar nicht ins Leben, aber doch zurück zum Schreiben führt, in dieser Stadt, in der ich mein erstes Buch schrieb! In den beiden letzten Tagen in Genf erhalte ich Polizeischutz wegen Todesdrohungen.

Februar Das seit dreieinhalb Jahren laufende Verfahren gegen mich endet voraussichtlich diesen Monat. Der Staatsanwalt fordert neun Jahre. Ich reise nach Paris, um auf die Nachricht zu warten, der ich allein nicht gewachsen sein werde.

Valentinstag FREISPRUCH FÜR MICH!!! Damals, als meine Freilassung beschlossen wurde, saß ich zwischen verdatterten Polizisten und weinte minutenlang wie ein Kind. Ein Café in Saint Sulpice, ich weine. Mit zunehmender Dichte verwandelt sich Glück in Leid, oder umgekehrt... Pläne, Programme... Ende des Monats erscheint „Die Stadt mit der roten Pelerine“ in Italien, die erste Übersetzung von „Klage für eine verlorene Stadt“ in Frankreich und „Das Haus aus Stein“ in Spanien. Drei Monate lang werde ich zwischen Italien, Frankreich und Spanien hin- und herpendeln. Mit Lazarus' Schwindel blicke ich auf die großen Wege der Welt, die sich unversehens auftun...

März PANDEMIE! Am letzten Tag vor dem Lockdown lasse ich mir rasch noch die Haare schneiden und besuche das Jüdische Museum. Niemand bekomme ich eine Maske und Toilettenpapier. Sämtliche Programme sind abgesagt. Mein spanischer Verleger verschiebt das Buch. „Die Stadt mit der roten Pelerine“ wartet wie ein togeborenes Kind in Mailands geschlossenen Buchhandlungen auf die Beerdigung.

Angst und Sorge packen mich verhältnismäßig spät, aber vollkommen. Der Albtraum beginnt.

1. April Bei einer gewöhnlichen Untersuchung ist der Arzt entsetzt, ich habe Fieber. Am Morgen nach einer heiß durchfieberten Nacht setzt zum ersten Mal mein Atem aus. Ambulanz.

2. April Krankenhaus. Das Problem steckt an unerwarteter Stelle, mein Herz, dem ich seit jeher so sehr vertraute.

Sonntag Zu sehr später Stunde ein Anruf von Mutter. Völlig verängstigt... Im Seniorenheim mussten sich alle testen lassen.

Drei Tage später Mutters Stimme klingt sehr ruhig. Zu ruhig... Sie sagt, die Testergebnisse seien noch nicht da. Ich kenne diese über die Mauer aus Sorge und Angst hinausgelangte Stimme; in dem Augenblick, da mir klar wurde, dass man mich verhaften wür-

de, hatte auch ich einen Schritt über meine Ängste hinausgesetzt und war so ruhig geworden wie nie zuvor im Leben. Zudem bin ich mittlerweile imstande, Geräusche im Flur eines Krankenhauses (oder eines Gefängnisses) sogar am Telefon zu erkennen...

Mutter ist im Krankenhaus, vor Sorge verliere ich beinahe den Verstand.

Die Woche darauf

Die Presse berichtet über den Skandal. Rund fünfzig Bewohnerinnen des Pflegeheims werden eines Sonntags mitten in der Nacht überfallartig in einen Bus verfrachtet und ins Krankenhaus befördert. Ohnmachtsanfälle, Schreie, Klagen, Abschiede... Auch meine Mutter gehört dazu, die erste Nacht verbringt sie auf einem völlig überfüllten Flur. Innerhalb einiger Tage werden die Tests wiederholt, fast alle Frauen werden auf einen Schlag als geheilt entlassen, das heißt, auf die Straße gesetzt. Unter dem Vorwand, sie könnten sich in der Klinik eine Krankheit zugezogen haben, weigert sich das Pflegeheim, etliche Frauen wieder aufzunehmen, darunter auch meine Mutter.

Mai Angst, Sorge, Depression, Schlaflosigkeit... Dokus auf Youtube, Zoom-Konferenzen. Zeitig kommt der Frühling, doch mir will kein einziger Grund einfallen, das Haus zu verlassen. Dann wieder Krankenhaus...

Mitte Juni Vier Ärzte, die Abteilungsleitung und Assistenten betreten mit ernstem, entschlossenen Miene mein Zimmer. Ich begreife natürlich... Die Diagnose steht. Eine nicht behandelbare Autoimmunerkrankung, eine äußerst seltene Krankheit, für die es keine Abhilfe gibt. Extrem selten, extrem brutal... Trotz Pandemie muss mein Immunsystem sofort unterdrückt werden, muss noch heute die Chemotherapie beginnen... Ich schließe die Augen, antworte: „Ich bin im Exil.“... Allen wird klar, was mir klargeworden ist, die Absolutheit dieses Exils, die Unmöglichkeit zurückzugehen... Meinen nächsten Satz aber versteht niemand, auch ich nicht: Vielleicht gehe ich nach Paris. Eine Liebesgeschichte, mögen sie gedacht haben.

Wem hätte ich davon erzählen können? In jener Stadt hatte ich meinen ersten Freispruch erhalten, hatten sich auf einmal sämtliche Wege der Welt vor mir aufgetan, hatte ich in einem Café in Saint Sulpice Lazarustränen geweint. Zum ersten und letzten Mal. Abend, Krankenhauspark. Hinter dem Zaun steigt ein Hubschrauber auf, die Piloten winken eine ganz offensichtlich kranke Frau... Ich öffne meine leeren Hände, lasse die Taube, die alle Sintfluten überlebt hat, zum östlichen Horizont aufsteigen, zum Horizont der Rückkehr.

Anmerkung: Monate nach Ablauf der gesetzlichen Widerspruchsfrist nahm eine andere Staatsanwaltschaft entgegen aller rechtlichen Gepflogenheiten mein Verfahren wieder auf.

Aus dem Türkischen von Sabine Adatepe

Die türkische Schriftstellerin Asli Erdogan, geboren 1967 in Istanbul, wurde 2016 in der Türkei verhaftet und monatelang im Gefängnis festgehalten. Sie lebt im Exil in Deutschland, zunächst in Frankfurt, dann in Berlin. Ihre Mutter wohnt in Istanbul. Zuletzt erschien von Asli Erdogan auf Deutsch „Das Haus aus Stein“ (Verlag Pinguin).

FRAGEN SIE VASCO BOENISCH

Gibt es gute Stücke zum Jahreswechsel?



Was fällt Ihnen beim Wort Silvester ein? „Dass alles von Neuem beginnt, der Matsch im Januar, der zu kühle Frühling, und kaum hat man sich an Licht gewöhnt, verschwindet das schon wieder, und die Uhr wird umgestellt, und das ist doch wirklich kein Grund, um Dinge in die Luft zu schießen und rosa Hüthen aufzusetzen.“

Das lässt Sibylle Berg, die warmherzige Sarkasmusbeauftragte der deutschen Literatur, ihre Frau I im Stück „Das wird schon“ antworten. Sie ist in der Silvester-nacht zu einem Workshop angetreten, Therapieziel: Nie mehr lieben. Mit dabei: Frau 2 – nicht minder frustriert: „Ich will so richtig gut in dieses neue elegante Jahr gelangen. Und finde mich dann doch, von Party zu Party laufend, in Wohnungen, wo ich keinen kenne, und alle sind verzagt und stehen in Küchen mit einem Glas billigem Sekt. Und immer ist da ein betrunkenere Mann mit Mundgeruch und Glatze und braunen Halbschuhen.“

Jedenfalls im Jahr 2020 dürfte, wenn sich alle an die Corona-Schutzverord-

nung halten, den Berg'schen Frauen die Küchenpartyhoppingdepression erspart bleiben. Jene „Einsamkeit, die das Berühren fremder Körper, mit denen einen nichts verbindet, mit sich bringt“. Andererseits: Wer sehnt sich zurzeit nicht nach Berührung!? Notfalls auch mit Mundgeruch (einfach Maske auf!).

Doch die Silvesterparty fällt aus, erst recht im Theater. Normalerweise wird am 31. Dezember – da mag der restliche Spielplan noch so düster dreinblicken – laut gelacht und gesungen, dass die Aerosole nur so fliegen. In Hamburg hat sich als Tradition der „Thalia Vista Social Club“ durchgesetzt: Ursprünglich als Lückenfüller-Stück geplant, hat sich Erik Gedeons umjubelter Liederabend seit der Premiere 2001 über dreihundert Vorstellungen und über Intendanzwechsel hinweg zwar allmählich aus dem Repertoire verabschiedet, erlebt aber zum Jahreswechsel stetig seine Wiederauferstehung. So wie die Figuren: greise Schauspieler, die in einer fernen Zukunft im längst geschlossenen Theater noch mal die Gebisse blecken und sich mit Sangeskraft gegen kindische Beschäftigungsspiele einer Kran-

kenschwester wehren: „I will survive!“ Nun ist aber die aktuelle Lage, nicht nur in den Altenheimen, weniger lustig, und die Theaterurne bleibt im Requisitionsschrank.

Die meisten Stücke, deren Handlung an Silvester spielt, sind, wen wundert es, Komödien. Sie tragen Titel wie „Ein schreckliches Fest“ (von Ursula Hauke), „Hüttenzauber“ (Heidi Mager), „Puccini um Mitternacht“ (Peter Limburg) oder „Sex and Breakfast“ (Florian Scheibe). Auch Peter Turrini hat sich im Jahr 2019 dem Genre gewidmet: „Silvester“. Eine echte Tragikomödie, mit bitteren Pointen – „Silvester mit einem Behinderten, da habe ich kein gutes Feeling fürs nächste Jahr“ –, aber mit Happy End an der Schwelle zum Happy New Year.

Dabei ist das weltweit berühmteste Silvesterdrama eines, von dem man es kaum weiß: Shakespeares „Was ihr wollt“. Der englische Originaltitel „Twelfth Night“ verweist auf die zwölf Rauhnächte um den Jahreswechsel, an denen traditionell Geister Ausgang haben, Menschen wüste Feste feiern, Diener sich wie Herren kleiden und umgekehrt und die Geschlechter wechseln.

Shakespeares Stück feiert diese Atmosphäre geordneter Unordnung. Mit Sir Toby Rülp, dem trinkfesten Onkel der Gräfin Olivia, als Anwalt aller Feierfreunde: „Nach Mitternacht noch nicht im Bett heißt: früh schon auf den Beinen sein!“

Ob es Zufall ist, dass ausgerechnet Sir Toby in „Dinner for one“ derjenige imaginäre Gast an Miss Sophies Tafel ist, der von jedem Getränk zusätzlich eingeschenkt haben will? Womit es doch nicht möglich war, einen Text über Silvester zu schreiben, in dem nicht „Dinner for one“ vorkommt. Im Grunde dann doch das beliebteste Silvesterstück der Deutschen, verfasst von Lauri Wylie, uraufgeführt 1948 im Londoner Duke of York's Theatre und Jahr für Jahr seit 1963 im öffentlich-rechtlichen Fernsehen wiederholt, inzwischen oft gleichzeitig auf mehreren Kanälen des dritten Programms.

Den Frauen von Sibylle Berg gelingt es übrigens am Ende ihres Workshops, „ein solides, intellektuelles Fundament“ unter ihre Einsamkeit zu stellen. „Ich fühle mich gut. So leer“, resümiert die eine. Ob uns das 2020 trösten kann? Es ist definitiv *not the same procedure as every year*. Skål!